

Meinungen und Profile

Balz & Pfeffer

Wenn die SP zur Schocksprache greift

Wenn es in der Politik kompliziert wird, neigt man zur Vereinfachung. Und wenn die Auswirkungen eines Geschäfts nicht eindeutig voraussehbar sind, trifft man Annahmen. Wo beides zusammenkommt – eine komplexe Vorlage mit nicht exakt prognostizierbaren Folgen –, beginnt das Spielfeld der Populisten. Dann nämlich sind die Möglichkeiten der Argumentation praktisch unbegrenzt – wie figura derzeit im Baselbiet zeigt. Die SP konnte der Verlockung nicht widerstehen und übernahm in ihrer Kampagne gegen die Steuervorlage eine Schocksprache, die wir eigentlich von einer anderen Partei gewohnt sind. Die Plakate zeigen ein Finanzloch, welches das Ende unseres schönen Baselbiets suggeriert.

Damit wir uns hier richtig verstehen: Das ist absolut legitim. Und es ist auch nicht das erste Mal, dass im Abstimmungskampf das Mittel der maximalen Verwirrung zum Einsatz gelangt, um eine missliebige Vorlage zu bekämpfen. Entsprechend gross ist dann aber auf der Gegenseite der Bedarf, mit sachlicher Argumentation die Fakten zurechtzurücken. Womit wir bei der Frage wären, worum es bei dieser Steuervorlage überhaupt geht.

Im vergangenen Mai wurde auf eidgenössischer Ebene die AHV-Steuer-

Vorlage (Staf) angenommen. Diese war nötig aufgrund des zunehmenden internationalen Drucks auf das schweizerische Steuersystem, das sogenannte Statusgesellschaften – das sind typischerweise Konzerne – tiefer besteuert als alle anderen Unternehmen. Mit der Staf wurde diese Ungleichbehandlung beseitigt. Ab dem 1. Januar 2020 dürfen die Kantone Statusgesellschaften nicht mehr privilegiert besteuern.

Ohne Korrekturmassnahmen würden die Gewinnsteuern für diese Gesellschaften also schlagartig in die Höhe schiessen. So hoch, dass die in der Regel sehr mobilen Statusgesellschaften allen Grund hätten, ihre Koffer zu packen. «So what?» – mag man nun einwenden, muss sich dabei aber einfach bewusst sein, dass diese Gesellschaften im Baselbiet jeden fünften Unternehmenssteuer-Franken bezahlen.

Um Abwanderungen zu verhindern, passen die Kantone nun ihre Steuergesetze an. Der Meccano ist dabei immer gleich: Die Steuern für Statusgesellschaften werden in einem vertretbaren Rahmen erhöht und gleichzeitig die Steuersätze für die übrigen Unternehmen gesenkt. Man trifft sich also irgendwo zwischendrin.

Ja, die dringend nötige Steuerreform wird zu Mindereinnahmen führen, aber nicht in dem schwarzmalersich prognostizierten Umfang von 60 Millionen.

In Zahlen sieht das im Baselbiet wie folgt aus: Heute beträgt der maximale Gewinnsteuersatz 20,7 Prozent, während Statusgesellschaften 10 bis 11 Prozent zahlen. Springt der Steuersatz für die bisher privilegiert besteuerten Unternehmen auf den ordentlichen Steuersatz, bedeutet das also eine Verdoppelung der Steuerbelastung von einem Tag auf den anderen.

Mit der Steuervorlage, über die wir am 24. November abstimmen, wird ein für

alle Gesellschaften geltender Gewinnsteuersatz von 13,45 Prozent festlegt. Aus der Sicht der Statusgesellschaften bedeutet das eine Steuererhöhung. Für die übrigen Unternehmen sinkt der Steuersatz. Gleichzeitig werden Anreize geschaffen, um Forschung und Entwicklung zu fördern, was für unsere Region besonders wichtig ist.

Das durch den Landrat und die Regierung gut austarierte Paket enthält auch Massnahmen, von denen die Bevölkerung profitiert. So werden die Prämienverbilligungen für Personen mit tiefen und mittleren Einkommen erhöht, und auch der Kinderbetreuungsabzug wird angehoben. Dies fördert die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. «Soziale Ausgleichsmassnahmen» nennt man das, weil von einer Unternehmenssteuerreform eben alle etwas haben sollen.

Das alles müsste auf dem Schockplakat stehen, das die Vorlage auf ein Finanzloch eindampft. Ja, die dringend nötige und unvermeidbare Steuerreform wird unter dem Strich zu Mindereinnahmen führen, aber sicher nicht in dem von der SP schwarzmalersich prognostizierten Umfang von 60 Millionen. Die wesentlich präziseren und verlässlicheren Prognosen des Regierungsrats bezif-

fern die steuerlichen Auswirkungen der Vorlage in den nächsten drei Jahren auf 26 Millionen Franken.

Der entscheidende Punkt ist aber nicht die Höhe der Mindereinnahmen, sondern die Frage, ob dadurch ein Loch entsteht, das dann im düsteren Szenario der Gegnerschaft wieder zu Sparmassnahmen führt. Hier gibt es Entwarnung, weil die Auswirkungen der Steuerreform längst in den Finanzplänen abgebildet sind. Der Baselbieter Finanzdirektor Anton Lauber rechnet für die nächsten Jahre sogar mit Überschüssen in der Staatsrechnung. Über das schwarze Loch wurde längst eine Brücke gebaut, um bei der Bildsprache der SP zu bleiben.

Die Steuervorlage ist also nicht nur dringend nötig, um die Abwanderung von Statusgesellschaften zu verhindern. Sie schafft auch Rechtssicherheit, entlastet Familien und stärkt den Wirtschaftsstandort Baseland nachhaltig. Und vor allem: Sie beschert uns kein Finanzloch.



Balz Stüchelberger
Landrat FDP

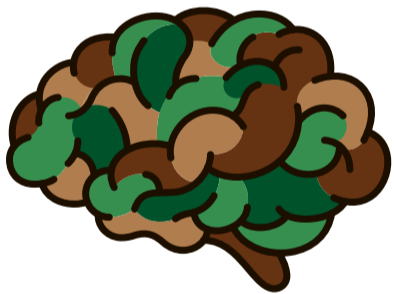
Kasernenhof und Schützengraben

Ein laufendes Heer von kombattanten Mauleseln

Manchmal hänge ich richtig an den Lippen unseres Berufsunteroffiziers (BU). Was so mancher vergisst: Die Berufsmilitärs müssen ebenso Wiederholungskurse leisten wie alle anderen Milizmilitärs. Weil sie aber die Mehrzahl ihrer Tage immer in Flecktarn verbringen, kennen wohl die Berufsmilitärs das System «Armee» am besten – und sie haben auch Einblicke in die anderen Streitkräfte der Welt. Unser BU jedenfalls, der war für einige Zeit bei der deutschen Bundeswehr. Ein paar Monate dazu schauen, wie die Deutschen denn ihre Armee führen. Wie der Laden halt so läuft. Vielleicht kann der Schweizer Berufsmilitär ja etwas dazulernen.

Aber ich habe nicht das Gefühl, dass unser BU dort irgendetwas Brauchbares gelernt hat. Mag unser Material veraltet sein, mag die Führungsstruktur nicht mehr ganz à jour sein: In vermutlich allen militärischen Belangen lässt die Schweizer Armee die Bundeswehr hinter sich zurück. Was aber meinem BU geblieben ist, abgesehen davon, dass die deutschen Soldaten wie scheinbar ganz normale Beamten einen Achtstundentag haben – für uns dauerübermüdete Schweizer Soldaten unvorstellbar –, sind die kurzen Distanzen, die sie auch tatsächlich zu Fuss zurücklegen. Der Deutsche scheint nicht viel zu laufen.

Der Schweizer Soldat hingegen, ist ein Soldat per pedes. «Die Ausbildung und die Erziehung müssen Kader und Truppe in die Lage versetzen, auch unter schwerer Belastung Dienst zu leisten. Die Anforderungen sind deshalb hoch», schreibt das Dienstreglement unserer Armee vor. Und weiter folgt noch dieser Absatz: «Die Ausbildung und die Erziehung müssen Kader und Truppe in die Lage versetzen, auch unter schwerer Belastung Dienst zu leisten.» Der Schweizer Soldat, der ist fit – und muss es auch



marschiert nicht. Er flaniert nicht. Er rennt nicht. Das Wort «laufen» beschreibt wohl die Tätigkeit des mobilen Soldaten am besten. Die simpelste Art der Fortbewegung ist die beliebteste.

Und wenn der Schweizer Soldat läuft, dann läuft er nicht funktional gekleidet und ausgerüstet. Er trägt keine dieser hochmodernen Trekkingjacken oder Regenjacken, die sich so angenehm durchlüften lassen. Er trägt keine gefütterten Wanderschuhe, und er trägt keinen Wanderrucksack. Der Schweizer Soldat hat seine Einheitskampfstiefel und seinen Einheitsrucksack. Er hat ein Gewehr und einen Hut und ziemlich viel Gepäck, das sich nicht angenehm tragen lässt. Aber damit läuft er quer durchs Land. Manchmal nur 2 Kilometer, manchmal 20 oder 50 Kilometer, vielleicht auch 70, 80 oder 100 Kilometer weit. Ich kann nicht sagen, weshalb man unsere Wehrmänner mitunter zu kombattanten Maultieren formt, aber schaden tut es ihnen sicherlich nicht.

Auch für das Ego ist es nicht schlecht. Ich kenne viele Kameraden, die jährlich am Nimwegemarsch in den Niederlanden teilnehmen. Einem 4-Tage-Marsch für Militärs aus aller Welt. Täglich müssen 40 Kilometer gelaufen werden. Notabene in einem Land so flach wie eine Flunder. Da erzählen die Kameraden immer wieder schmunzelnd von amerikanischen oder auch deutschen Soldaten, die an Tag 3 langsam schlappmachen – während der Schweizer stoisch weitermarschiert. Das Schweizer Heer: ein Heer der Laufenden.



Serkan Abrecht
Läuft um des Laufens Willen.

bleiben, bis Helvetia ruft. Aber unsere Soldaten hantieren nicht mit Hanteln, rennen nicht auf Laufbändern und steigen auf keinen Stepper, wie es die Soldaten anderer Armeen tun, um fit zu bleiben. Ich war bislang auch nur auf einem einzigen Waffenplatz in der Schweiz, der über ein ziemlich rudimentäres Fitnessstudio verfügte.

Nein, will der Schweizer Soldat fit bleiben, dann läuft er. Er läuft von Punkt A nach B, um eine neue Aufgabe zu erhalten. Er läuft über Wiesen, durch Seetäler, über Hügel und Berge. Die Rekrutenschule ist ein einziges Auf und Ab. Was der Soldat da tut, kann man nicht «wandern» nennen. Wandern assoziiert man schnell mit einem angenehmen Ausflug in die Berge. Auch geht der Soldat nicht. Er

Verrückte Welt

Es lebe das Nashorn, es lebe das Fakehorn

Schon immer galt unser lebhaftes Interesse dem Nashorn. Ein klobiges, aber doch putziges Tier.

Leider sind vom Nördlichen Breitmaulnashorn nur noch zwei Exemplare vorhanden, und zwar weibliche. Najin und Fatu leben unter Aufsicht in einem Reservat in Kenia, sind aber so alt, dass sie keine Nördlichen Breitmaulnashorn-Babys mehr gebären können. Wissenschaftler aus Berlin und Cremona versuchen derzeit, Eizellen von Najin und Fatu zu gewinnen, sie mit eisgekühltem Spermium eines längst verstorbenen Bullen (nördlich) zu vereinen und den so gewonnenen Embryo von einer Südlichen Breitmaulnashornkuh austragen zu lassen, auf dass die nördliche Art nicht endgültig aussterbe.

Derzeit gibt es allerdings ganz andere Sorgen auf dem Nashorn-Sektor, dem die Wissenschaft mit aller Spitzfindigkeit entgegenzutreten möchte. Vom afrikanischen Spitzmaulnashorn sind nur noch rund 3500 vorhanden. Etliche Hundert von ihnen werden allein in Südafrika jedes Jahr von Wilderern abgeschlachtet, die auf das Horn aus sind. Dazu muss man wissen, dass es in China und seinen südostasiatischen Nachbarländern grosse Liebhaber des Nashorn-Horns gibt. Sie versprechen sich von ihm, wenn es zu Pulver zerrieben und wie auch immer appliziert wird, Heilung von schweren Krankheiten, vor allem aber eine erhebliche Steigerung der Manneskraft.

Nun hat die Wissenschaft schon längst festgestellt, dass das mit der Wunderheilung und mit der Befehrigung der Liebesfähigkeit durch das Rhino-Pulver nicht weit her ist. Es funktioniert einfach nicht, ausser vielleicht in der Einbildung. Die Rede ist allerdings auch davon, dass sich asiatische Männer gern ein ganzes

Rhino-Horn ins Wohnzimmer oder ans Bett stellen, als Statussymbol.

So oder so, die Nachfrage ist enorm. Es gibt einen Schwarzmarkt für das Horn, mit wachsenden Profitmargen. Gezahlt werden derzeit 60 000 Dollar pro Kilo, Tendenz steigend, und das treibt die Wilderer an.

Deshalb haben nun Wissenschaftler der University of Oxford unter Leitung des Zoologie-Professors Fritz Vollrath für Abhilfe gesorgt. Das Horn des Rhinoceros besteht nämlich nicht aus Knochen, sondern aus feinen Haaren, die mit einem Drüsensekret namens Keratin zu einer festen Klebmasse verwachsen sind. Wenn man Pferdehaare mit einem Sekret der Seidenspinne versetzt, das fanden die Forscher in Oxford heraus, erziele man den gleichen Effekt. Gibt man der Kreuzung aus Pferdehaare und Seidenspinne nun die Form eines Nashorn-Horns und poliert sie angemessen heraus, so gleicht das Imitat nahezu perfekt dem Original. Fertig ist das Fake-Horn.

Das Kalkül der Forscher: Würde man ganz viele der falschen Nashorn-Hörner auf den Markt werfen, ja, überschwemmte man ihn damit, so würden a) nicht mehr so viele der Tiere gewildert werden und b) die Preise sinken. Man würde also lediglich den Einsatz eines untauglichen Wundermittels durch den Einsatz eines anderen untauglichen Wundermittels ersetzen, um wilde Tiere in Afrika zu schützen. Schöne Idee, sollte man mal ausprobieren. Die Welt, sie will betrogen sein.



Jochen Schmid
ehemaliger Redaktor
Basler Zeitung